

Oliver König

Vereinigte deutsch-deutsche Konflikte. Ein persönlicher Kommentar

Bericht über den 3. Europäischen Kongress für Gruppenpsychotherapie und Gruppendynamik, veranstaltet von den drei deutschsprachigen Verbänden DAGG, ÖAGG und SGGG, der vom 20.-23. September 1990 in Budapest stattfand – vierzehn Tage vor der deutschen Vereinigung. Dieses und das nächste Heft der Zeitschrift enthielten einige der auf dem Kongress gehaltenen Vorträge. Der Tagungsbericht stand am Ende dieses Hefts, ohne Erwähnung im Editorial.

Erschienen in:

Gruppenpsychotherapie und Gruppendynamik. Beiträge zur Sozialpsychologie und therapeutischen Praxis, Bd. 27, Heft 1, April 1991, S. 69-77.

Wie spricht man mit jemandem, der mit dem Rücken zur Wand steht? Wie kann man wissen, wer das eigentlich ist, mit dem man spricht, stand dieser doch bis vor kurzem noch hinter der Wand? Sollte man sich in Anbetracht dieser Bedrängnis solidarisch verhalten, oder in Unkenntnis der Vorgeschichte eher einem gesunden Mißtrauen Raum geben?

Die folgenden Bemerkungen zum Budapester Kongress und seinem „geheimen“ Hauptthema, dem deutsch-deutschen Konflikt (oder ist es doch eine Vereinigung) spiegeln auch mein Widerstreben und meine Unfähigkeit, mich eindeutig für einen dieser Wege zu entscheiden. Das Mißtrauen, dem ich dadurch nachgebe und das sich im polemischen Tonfall mancher Formulierung niederschlägt, nährt sich aus der Frage, auf wessen Kosten sich die alten Eliten aus Ost und West in den kommenden Jahren vereinigen könnten, wenn den Ereignissen nicht mit kritischer Aufmerksamkeit und praktischem Engagement gefolgt wird. Das zumindest vorläufige Verschwinden der Bürgerrechtsbewegung im Osten und der erneute Vormarsch konservativer Kräfte im Westen geben zu diesem Mißtrauen allen Anlaß.

Nun neige ich als Gruppendynamiker ebenso wie wohl die meisten Vertreter der in Budapest versammelten Berufsgruppen dazu, der Vermittlerposition in meiner beruflichen Identität einen zentralen Stellenwert einzuräumen. Gerade deswegen war es zu begrüßen, daß Fern Cramer-Azima, Präsidentin der International Association of Group Psychotherapy (IAGP), in ihrem erfrischenden und kurzen Begrüßungsvortrag davor warnte, eine solche (sozial-)politische Situation wie der derzeitige Ost-West Wandel therapeutisch aufzulösen. Die Forderung, politische Vorgänge nicht in therapeutischer Begrifflichkeit aufgehen zu lassen, kann im Kreis von Psychotherapeuten nicht oft genug wiederholt werden.

Dies machte auch ein anderer Begrüßungsvortrag auf seine Art und Weise deutlich. Es sprach der Arzt Andras Javor, Staatssekretär im Ministerium für Gesundheits- und Sozialwesen. Als Inhaber einer Position, von der man zu solch einer Gelegenheit (zumindest hierzulande) eine Lobeshymne mit ein paar kritischen Einsprengseln erwarten würde, ging Javor nach einigen sehr knappen Begrüßungssätzen zu einer zugleich eindringlichen wie auch unaufdringlichen Schilderung der ungarischen sozialen Misere über, sprach von Armut, Verwahrlosung, Kriminalität, Kindergärten, Sterblichkeit und nicht zuletzt einer der höchsten Selbstmordraten der Welt. Zwar sind in einer solchen Situation Psychotherapeuten und Gruppenexperten ganz zentral gefordert. Doch werden die hinter dieser Situation stehenden politischen Probleme nicht durch eine Klientifizierung ganzer Bevölkerungsteile zu lösen sein.

Meine Auswahl an Veranstaltungen folgte vorrangig dem Kriterium, ob in ihnen die Fortführung des Ost-West Themas zu vermuten war. Und dies ließ sich nicht immer aus den Titeln erkennen, sondern konnte mit einiger Treffsicherheit aus der Staatszugehörigkeit der Referenten, bzw. ihrer Kombination phantasiert werden. Hatte man richtig getippt, so waren die Veranstal-

tungen durchweg spannend. Landete man stattdessen in einer rein fachlichen Runde, so breitete sich zumeist wohlige Langeweile aus, so auch der Tenor vieler Berichte über von mir nicht besuchte Veranstaltungen, die ich bei Freunden und Kollegen einholte. Gleichermäßen interessant wie penetrant waren daneben nur die allerorten ausbrechenden berufsständischen Scharmützel, auf die ich später kurz eingehe.

Am ersten Nachmittag war die Wahl jedoch eindeutig. Im vollgepackten Subplenum „Politische Institutionen“ redeten Gabor Szönyi aus Ungarn und Michael Geyer aus der DDR. Szönyi schilderte unter dem Titel „Die Widerspiegelung der Machtmechanismen in der Geschichte der gruppenpsychotherapeutischen Bewegung“ die Geschichte einer Außenseitergruppe, die ihre Identität zwar den wechselnden politischen Bedingungen anpassen mußte, aber gleichzeitig immer wieder nach einem Schlupfloch suchte, in das hinein sie einen Teil ihrer Identität als Psychoanalytiker (schon dies ein verbotener, weil bürgerlicher Begriff) und Therapeuten retten konnten. Sie bezahlte dies mit einer Identitätsaufspaltung, die es jedoch erlaubte, sich in Krisensituationen, in denen ihre Loyalität abgefragt wurde, stets einer anderen, gerade nicht angegriffenen Gruppierung zuzuordnen. So konnte man oppositionell bleiben und staatlich geduldet werden. Welchen Preis diese Aufspaltung forderte, wurde allerdings in dem Vortrag von Szönyi nicht klar, gelang es ihm doch, die eigene Rolle in diesem Spiel mit keiner Bemerkung zu streifen. Und im Gegensatz zu seinem Ostdeutschen Kollegen war ihm auch keinerlei innerer Druck anzumerken, sein ganzer Vortrag war eher von einer schweijkschen Pffiffigkeit, man möchte fast sagen angenehm „südländisch“.

Ganz anders hingegen Michael Geyer, Arzt, Psychotherapeut und Direktor einer großen Klinik in Leipzig, in Aussehen, Kleidung und Habitus auch nach westlichen Maßstäben ein „typischer“ Vertreter des ärztlichen Standes. Titel seines Referates: „Totalitäre Strukturen und Psychotherapie – Beispiele aus der Entwicklung in der DDR“. Für den Berichterstatter, der durch das nachrückende Publikum bis unmittelbar zu Füßen des Referenten gedrängt worden war, und dort den Kampf Geyers mit seinem Manuskript aus unmittelbarer Nähe erleben konnte, war dies einer der beeindruckendsten Momente dieses Kongresses. Das Manuskript glich einem Irrgarten, voller Streichungen, Verbesserungen, handschriftlicher Zusätze, durch den der Referent sich mühsam hindurcharbeitete. Zwar suggerierte der Titel des Referates noch eine reine Berichterstattung, doch ging es natürlich auch um Rechtfertigung der Vergangenheit, um das Werben für Verständnis und die Aufklärung derer, die die DDR bislang nur aus der Ferne angeschaut und phantasiert hatten. Nicht so sehr die Worte selbst waren es, die Eindruck machten und Einblick gewährten, sondern die offensichtliche Schwierigkeit, überhaupt Worte zu finden in Anbetracht der Geschwindigkeit der Ereignisse.

Dies war wohl auch dem Referenten klar, zumindest erkläre ich mir so die vielen Streichungen und Verbesserungen im Manuskript, denn jeder Satz scheint, kaum ist er formuliert, schon hinfällig, wenn nicht sogar falsch. Wie soll man auch mit dem Taumel der Ereignisse mitkommen, nachdem Lothar de Maizière neben Helmut Kohl auf der Regierungsbank Platz genommen (und Platz gemacht) hat, und mit Gregor Gysi das erste Mal nach über 30 Jahren ein Kommunist im Deutschen Bundestag gesprochen hat. Die Entwicklung läuft den Worten davon, das Wort von heute gilt nicht erst morgen, sondern schon heute nicht mehr. Dies befreit aber dennoch nicht vor der Aufgabe, Worte zu finden, und dies vielleicht nur, damit sie einem später verständlich machen helfen, was man heute nur erleben und diffus spüren kann.

Daß der damit verbundene Druck und die Aufarbeitung der eigenen Vergangenheit Menschen wie Michael Geyer und seine Kollegen aus der ehemaligen DDR ungleich stärker betrifft, sollte man bei allem westlichen Selbstbeziehungszwang, wie er vor allem bei den etwas staatsferneren intellektuellen westlichen Zirkeln wie auch bei den psychotherapeutischen Experten für Fragen der Verdrängung und Schuldzuweisung weit verbreitet ist, nicht unterschlagen. Eine solche Selbstbeziehung verkennt nicht nur die Unterschiede zwischen „westlicher“ und „östlicher“ Unfreiheit, sondern raubt den östlichen Kollegen nach wirtschaftlicher und politischer

Vereinnahmung auch noch den letzten Restposten einer eigenen Identität und Biographie, die fundamental unterschiedliche Erfahrung, in einer Diktatur gelebt zu haben. So war die mit leicht sarkastischem Unterton durchsetzte Bemerkung von Michael Geyer, daß die Unfähigkeit zu trauern sicherlich mit der Fähigkeit zu jammern korreliere, nicht nur als Hinweis für seine östlichen Kollegen zu verstehen. Der innere Druck, den die Präsentation von Geyer verdeutlichte, die Frage nach dem eigenen Mitmachen, war eben bei den westlichen Teilnehmern nicht in vergleichbarer Weise sichtbar, auch da nicht, wo sie durch (professionelle) Selbstbeziehungsrituale ersetzt wurde. Die Brisanz der Beiträge von Geyer und der meisten anderen Teilnehmer aus der DDR bestand eben nicht in solchen Ritualen, sondern in dem Zwist zwischen „Schuldeingeständnis“ und einem leicht trotzigem Widerstand gegen die zum Teil schon im eigenen Vortrag vorweggenommenen Anklagen der West-„Kollegen“, will man doch die Arbeit der letzten Jahrzehnte nicht einfach auf den Müllhaufen geworfen sehen.

In diesem Zwist bewegten sich auch die meisten der Diskussionen zum Ost-West Thema, zwischen der Frage, wie man denn in diesem System (noch) so gute Arbeit hätte leisten können, und der Frage, wie man in diesem System (nur) hätte arbeiten können? Die Affekte schlugen dabei nicht nur zwischen Ost und West hoch. Zwar platzte Hans Joachim Maaz, Psychotherapeut aus Halle, in die Diskussion nach dem Geyer-Vortrag mit der Bemerkung herein, er sei nicht bereit, über sein Mitmachen und seine Schuld zu reden, wenn die Westkollegen nicht bereit seien, über ihre Selbstausslieferung an kapitalistische Marktstrukturen zu reden. Doch über weite Strecken wurde der Streit über den angemessenen Umgang mit Schuld und dem Opportunismus des kleineren Übels unter den westlichen Teilnehmern ausgetragen, während die unmittelbar Betroffenen zuschauten.

Der zweite Tag brachte Deutsch-deutsches ins Plenum. Werner Knauss, Psychotherapeut aus Heidelberg, der kurzfristig für einen verhinderten Referenten eingesprungen war, führte durch sein Thema einen Aspekt ein, der vielleicht einen Teil der Affekte, die sich um das deutsche Vereinigungsthema herum ansiedeln, verständlicher machen. Er berichtete über die (gruppenpsychotherapeutische) Verarbeitung der (Ost- wie Westdeutschen gemeinsamen) nationalsozialistischen Vergangenheit durch Mitglieder der zweiten und dritten Generation, und seine persönliche Verstrickung in das Thema in der eigenen familiären Auseinandersetzung. Im Zentrum seiner Überlegungen standen hierbei die biographisch-familiäre Weitergabe von Schuldgefühlen und sein eigener Umgang mit solchen Schuldgefühlen.

Wie im Programm vorgesehen folgte daraufhin der in diesem Heft abgedruckte Vortrag von Helga Hess aus (Ost-)Berlin. Trotz aller Selbstkontrolle sichtbar bewegt bezog sich Frau Hess in ihren Anfangssätzen auf ihren Vorgänger. Sie erfülle Wut, nicht Schuld, und eine Erinnerung an Bomben, Flucht und einer Auslieferung an ein System, der nun im Zuge der Vereinnahmung der DDR eine erneute Auslieferung an die BRD folge. Nach diesem kurzen und sehr emotionalen Anfang legte sie eine Atempause ein, um dann sehr gefaßt – aus meiner Sicht zu sehr gefaßt – mit ihrem Vortrag zu beginnen. Mit diesem Runterschlucken führte sie wohl auch eine fundamentale Überlebensstrategie aus der DDR vor. Die damit verbundene Spaltung kam dann in ihrem Vortrag nur noch als analytischer Begriff vor, den sie wie schon Szönyi am Vortrag neben den „klassischen“ Reaktionen von Kampf und Flucht als weiteren Ausweichmechanismus einführte.

Ihre zum Abschluß referierten Ergebnisse der einschlägigen Evaluationsforschung regten meine Phantasie noch zu einer Übertragung auf den politischen Raum an. Danach erreichen 40% das intendierte Ziel: größere Ich-Stärke, höhere Kontaktfähigkeit, größere Autonomie. 40% verbleiben in der Abhängigkeit, 20% in der Gegenabhängigkeit. Die in meiner eigenen Phantasie vorgenommene Übertragung auf die deutsche Vereinigung – 40% schaffen den erfolgreichen Anschluß, 40% verbleiben in der alten Autoritätshörigkeit und einer damit verbundenen wirtschaftlichen Passivität inklusive neu-alter Armut, 20% gehen ein in den Bereich der Subkultur, der Kriminalität und der „Psychopathologie“ – ließ mich etwas frösteln. Und dies nicht zuletzt

deswegen, weil Frau Hess vorführte, wie sehr sich westliches und östliches akademisches Ritual gleichen. Ihr Vortrag wimmelte nämlich, ganz im Gegensatz zu den Gepflogenheiten anderer ReferentInnen, von Verweisen auf einschlägige Untersuchungen und Konzepte zumeist westliche Klassiker der Psychotherapie, wodurch sie nachhaltig die Seriosität der „intendierten dynamischen Gruppenpsychotherapie“ östlicher Spielart und ihre qualitative Gleichwertigkeit einklagte. Das Attribut „intendiert“ blieb mir bis zum Ende des Kongresses unklar, und es ist zu vermuten, daß es sich nicht so sehr um eine fachliche, sondern mehr um eine ideologische Sprachschöpfung handelt. Ihren Plenumsvortrag an diesem Tag beendete sie mit einer Mischung aus einem Plädoyer für sozialen Wandel und der Formulierung von Standesinteressen. Im Schnittpunkt von beidem ist wohl eine Wendung anzusiedeln, mit der sie ein sozialpolitisches Ziel für die DDR, bzw. ihre Bürger bezeichnete, die „Möglichkeit, Patient zu werden“. In Anbetracht der politischen Situation entbehrt diese „Möglichkeit“ nicht eines gewissen Zynismus.

Diskussionen fanden in den Plenarveranstaltungen nicht statt, sie waren auch nicht vorgesehen. Umso hitziger ging es dafür an diesem Nachmittag im Subplenum „therapeutische Schulen“ zu. Es referierten Hans Joachim Maaz und Monika Kneschke, beide aus der DDR. Maaz war mir zumindest als Autor eines kurzen Artikels in „Psychologie Heute“ vom April diesen Jahres bekannt, in dem er über die Notwendigkeit auch einer psychischen Revolution gesprochen hatte. Sein Thema heute: „Machtkonflikt zwischen Therapeutenteam, Therapiegruppe und sozialen Normen“. Er begann seinen Vortrag mit einer notgedrungen knappen Erläuterung der Begriffe Macht und Autorität. Während Macht zugewiesen, bzw. erobert sei, handele es sich bei Autorität um Kompetenz im Sinne eines „Seins“, die folgerichtig auch wieder verloren werden könne. Schon in dieser Dichotomie einer „bösen“ Macht und einer „guten“ Autorität zeigte sich der fundamental moralische Charakter seines Ansatzes. Während die Ost-Therapie zentral vom (politisch-ideologischem) Gesellschaftssystem beeinflusst sei, so Maaz, stehe die West-Therapie in Abhängigkeit von Wirtschafts- und Wissenschaftssystem. Im Osten verknüpfe sich die Macht mit Politik und Ideologie, im Westen mit Wissenschaft und Kapital. In beiden Systemen könne man eine Anpassungs- und auch eine Veränderungstherapie ausmachen. Während es in ersterer um die Anpassung des Klienten an die (theoretisch festgelegten) Erfordernisse der Gesellschaft gehe, müsse eine Veränderungstherapie „auf sich selbst hin emanzipieren“. Als Transporteur dieser Emanzipation stelle sich die Beziehung zwischen Therapeut und Patient dar. Nun rückte Maaz wieder die Autorität (des Therapeuten) ins Zentrum seiner Überlegungen. Stelle sie sich auf diesem Hintergrund als Fähigkeit dar, „echt und überzeugend auf die Anforderungen des Lebens zu reagieren“, so sei Macht ein Sekundärbedürfnis, das sich dann durchsetze, wenn die Autorität nicht trage, sei Ersatz-Suchtphänomen und diene der Abwehr von Beziehung und Emotionalität.

Diese (von mir stark verkürzten) Überlegungen eines ausgewiesenen Kritikers beider deutschen Staaten verblüfften mich durch ihren idealistisch Tenor (Nähe als Eigenwert, die Auflösung des Machtkampfes zwischen Therapeut und Klient durch „Echtheit“ und eine offene Beziehung). Sie hätten ohne weiteres von einem New Age-Therapeuten mit politisch geschulter Vergangenheit stammen können. Bestätigt wurde dies in gewisser Weise von Maaz selber, bezeichnete er doch seine Arbeit in einer diakonischen Klinik als Insel. Dies hätte immer die Gefahr geborgen, die eigenen Veränderungsvorstellungen dem Klienten mitzugeben. Die Austragung der Konflikte „draußen“, in der gesellschaftlichen Realität, sei dann dessen Aufgabe und Risiko. Für ihn als Therapeuten hätte darin immer ein Dilemma gelegen.

An dieser Stelle möchte ich einige Aspekte aus der erst nach dem zweiten Wortbeitrag stattfindenden Diskussion einschieben. Auf eine verwunderte Nachfrage des Berichterstatters, die durchaus sympathische, aber etwas naiv erscheinende Präsentation erinnere stark an Nach-68er Ideen, stimmte Maaz ohne Umschweife zu mit der Bemerkung, vielleicht müsse die DDR jetzt eben diese Zeit nachholen. Gerade in Erinnerung an die eigene 68er Vergangenheit erscheint es mir, daß eine moralische Position sehr in die Gefahr gerät, die Realitäten zu verkennen. Zudem verbindet sie sich in der Struktur politischer Auseinandersetzungen häufig mit einer Verliererposition, die ihre fehlende Macht und das wage Wissen darum durch ihre Moral auf-

wiegt. Während ich eine stärker „politische“ Analyse von Maaz erwartet hatte, so machte mir sein Beitrag klar, daß ihm in seiner derzeitigen Situation wenig mehr als eine Portion (moralischer) Idealismus und die Suche nach persönlicher Integrität übrigbleibt.

Wie wenig Zeit allerdings dafür bleiben wird, zeigte sich nicht zuletzt in den Reaktionen auf die von Maaz in seinen Vortrag eingestreute Polemik gegen die Psychoanalytiker und ihre Standespolitik sowie die sozialpolitische (und d.h. zurzeit kassenärztliche) Organisation von Therapie. Sogleich fühlten sich einige Anwesende aufgefordert, zu berichtigen und zurückzuweisen. Der Hintergrund für diese Polemik von Maaz wurde wenig später von ihm selbst beleuchtet. Er fragte sich nämlich, ob es in Anbetracht der derzeitigen Veränderungen nicht sinnvoller gewesen wäre, zu Hause zu bleiben, um sich um den eigenen (beruflichen) Alltag zu kümmern. Viele DDR-Kollegen, die noch im Kongress-Programm ausgedruckt waren, hatten wohl eben dies vorgezogen (oder konnten den Aufenthalt in Budapest nicht bezahlen), und waren zu Hause geblieben, manche von ihnen vielleicht auch, um an einer Demonstration gegen das Gesundheitsministerium teilzunehmen. Denn die deutsche Vereinigung zwingt die Ost-Therapeuten nicht nur in das kassenärztliche Abrechnungssystem, sondern sie sollen dort nur 45% von dem abrechnen können, was ihre West-„Kollegen“ bekommen.

Auf Maaz folgte ein Vortrag von Monika Kneschke. Sie redete nicht zum angekündigten Thema – davon sei vieles von Maaz schon abgehandelt worden –, sondern erzählte aus ihrem Alltag. Bei aller Veränderung sei vieles gleich geblieben. Auch heute sei es für sie schwierig, offen zu reden, z.B. zu sagen, daß sie Gregor Gysi schätzen würde. Am nächsten Tag stände dann an ihrem Haus „Rotes Schwein“. Nachbarn, die vor kurzem noch in ihrem stinkenden Trabi gefahren seien, heute aber mit einem Westmodell vorfahren, würden sie als Noch-Trabi-Besitzerin als Umweltverschmutzerin beschimpfen. Doch sie würde schon bald nachziehen und sich auch ein Westmodell zulegen, möglichst ein größeres. Trotz Polemik und sarkastischem Unterton war ihr Beitrag beklemmend, führte sie doch die Erniedrigung vor, der zurzeit viele Bürger der DDR ausgesetzt sind. Da sie diese jedoch nicht direkt benennen konnte oder wollte, wurden ihre traurigen Geschichten zu Anekdoten, Schmerz zu Erzählungen wie aus einem Märchen. Gefühle von Scham vermischten sich mit Stolz über Geschafftes. Der betonten und oft wiederholten Rede von „meiner“ Klinik folgten trotzige Formulierungen in der Art: „Der revolutionäre Gedanke der dynamischen Gruppenpsychotherapie täte auch uns gut“.

Die dahinter deutlich werdende tiefe Verunsicherung betraf auch die Zukunft ihrer Arbeitsstätte als Direktorin einer kleinen Klinik. Untergebracht in einer alten Villa an der Spree sei ja wohl fest damit zu rechnen, daß jemand aus dem Westen alte Besitzansprüche gelten machen würde. An diesem Punkt wurde in der Diskussion nochmals die Tür in die weitere Vergangenheit aufgestoßen, wie dies am Morgen schon Knause versucht hatte. Ein Zuhörer wies darauf hin, es sei vielleicht etwas kurz gedacht, wenn man in der Frage von Besitzansprüchen bei der Zeit nach 1945 stehen bleibe, schließlich könne es sich ja auch um eine im Nationalsozialismus vorgenommene Enteignung (bzw. Arisierung) handeln. Dies bezeichnet aus meiner Sicht genau den Punkt, an dem eine gemeinsame Verarbeitung deutsch-deutscher Vergangenheit möglich wäre. Jeder Versuch von „Westlern“ hingegen, die Unterschiede zur DDR zuzudecken und sei es auch nur durch die Aussage, man könne schließlich auch von den DDR-Kollegen lernen, dient wohl eher dazu, Schuldgefühle angesichts der eigenen Sattheit zuzudecken.

Die Diskussion, in der alle diese Aspekte mit Vehemenz und Emotionalität zum Ausdruck kamen, machte zudem deutlich, wie schwer es Psychotherapeuten fällt, Konflikte als Konflikte auszuhalten. Denn schon bald fand sich ein (westlicher) Psychoanalytiker, der in väterlich-beruhigendem Ton vor der Gefahr der Spaltung warnte. Es sei eine Überforderung, bei allen diesen Projektionen, Affekten, Verdrängungen und der Trauer offen und vertrauensvoll miteinander umzugehen. Es gab aber eben nicht nur den Wunsch nach Vertrauen, sondern genauso deutlich wurden Konkurrenz und Konfrontation. Als Lehre kann ich für mich, bzw. für „uns“ aus dem „Westen“ aus dieser Diskussion ziehen, daß es nicht angehen kann, den Menschen aus

der DDR ein öffentliches Zeugnis von Trauer abzuverlangen. Es bewirkt zudem eher das Gegenteil, Trotz und „Einmauern“.

Daß es in gesellschaftlichen Umbruchphasen, d.h. in Zeiten verstärkter Konflikte, nicht ganz ohne idealistische Konzepte geht, machten im Samstagsplenum nochmals die Vorträge von Klaus Ottomayer aus Klagenfurt und Laslo Zichy aus Budapest klar. Doch sowohl ihre jeweilige emotionale Botschaft wie auch die Wirkung ihrer Vorträge waren grundverschieden. Ottomayer forderte, daß die psychotherapeutische „Weltsicht“ nicht in ihrer Überbetonung des Interpersonellen die Notwendigkeit übersehen dürfe, neben einem Konzept von therapeutischer auch ein Konzept von kultureller Emanzipation zu entwickeln. Gleichzeitig erweckte er den Eindruck, als ob er selber (zumindest auf der gesellschaftstheoretischen Ebene) nicht so recht an seine idealistischen und weitgehend psychotherapeutisch beeinflussten Ziele (z.B. der Entwicklung besserer Bilder von sich und von anderen) glauben mochte. Die Reaktion auf seinen Vortrag war entsprechend zurückhaltend.

Ganz anders bei Zichy. In einem kurzen Überblick zur Geschichte Ungarns als einer multikulturellen Gesellschaft verdeutlichte er das Ausmaß an Kulturzerstörung und der völligen Atomisierung der ungarischen Gesellschaft durch die bürokratische Diktatur, mit dem sich die heutigen Reformer konfrontiert sehen. Um der verbreiteten Passivität und Resignation zu begegnen, werde eine Veränderung vor allem auf der Ebene der sozialen Versorgung und der kommunalen Verwaltung angestrebt. Während einem manche der Vorstellungen Zichys leicht naiv vorkamen – vor allem die großen Hoffnungen, die mit personenzentrierten und non-direktiven Methoden verbunden wurden –, so war es doch vor allem sein unbedingter Veränderungswille, der im Plenum mit starkem Applaus bedacht wurde. Ohne einen „Traum“ oder eine „Vision“ läßt sich eine Situation wie in Ungarn wohl auch gar nicht ertragen. Zu hoffen bleibt nur, daß diese (notwendigen) Träume nicht den Blick auf die Realitäten verstellen, und daß es auch den „Träumern“ vergönnt sei, einige Früchte ihrer Arbeit zu ernten, und nicht nur ihren konservativen Nachfolgern, wie dies bei gesellschaftlichen Wandlungsprozessen (z.B. in der Ex-DDR, aber auch in der Ex-BRD) so oft der Fall ist. Mich läßt es mit dem Eindruck zurück, daß im Osten der gesellschaftliche Druck zu Veränderungen und damit sowohl die Notwendigkeit als auch die Bereitschaft zum idealistischen Träumen größer ist als im Westen.

Als symptomatisch für die derzeitige Situation ist hier noch anzumerken, daß der geplante Plenumsvortrag von Ingrid Stahmer, Gruppendynamikerin, Sozialdemokratin und stellvertretende Bürgermeisterin von (West-)Berlin, ausfallen mußte, da sie zurzeit (wohl auch aus Wahlkampfgründen) in Berlin nicht abkömmlich war. Dies wie auch das Fernbleiben mancher angekündigter Teilnehmer aus der DDR macht deutlich, daß bei allem Idealismus die existenzielle Betroffenheit von der derzeitigen Krisen- und Umbruchsituation sich nicht gerade förderlich auf die Teilnahme an einem Kongress auswirkt.